

Auffassungen über die Motivation der nominalen Komposita

LAURI SEPPÄNEN
(Tampere)

Die sog. Motivation ist für die Erforschung der gesamten Wortbildung, insbesondere der Komposita, die Frage, von der eigentlich alles andere abhängt. Während der arbiträre Charakter eines Simplex wohl nicht mehr umstritten ist, scheinen die Meinungen über das Kompositum in dieser Hinsicht heute mehr denn je auseinanderzugehen.

Die Saussureanische «relative Motivation» —die als eine nur inner-sprachliche «Ähnlichkeit» zwischen Ausdruck und Inhalt mit dem ursprünglichen Thema der «Richtigkeit der Wörter» kaum etwas zu tun hat¹— impliziert nach ihrem Urheber für die Komposita bekanntlich dreierlei: 1. Im Kompositum sind mehrere Lexeme in ihrer «normalen» Bedeutung identifizierbar, 2. zwischen diesen Lexemen besteht eine determinative Beziehung (syntagmatische Beziehung), 3. das Kompositum steht in assoziativer, d.h. analogischer Beziehung (paradigmatischer Beziehung) zu anderen Komposita². Aber gemäss dem allgemeinen Prinzip, dass in der Sprache das Ganze nicht gleich der Summe seiner Teile ist, betont Saussure sehr definitiv die Partialität auch dieser Art von Motivation:

Nur ein Teil der Zeichen ist völlig beliebig; bei anderen kommt eine Erscheinung hinzu, die es möglich macht, Grade der Beliebigkeit zu unterscheiden, wodurch diese doch nicht aufgehoben wird: das Zeichen kann relativ motiviert sein. (SAUSSURE 1967:156).

Und:

Übrigens ist sogar im günstigsten Falle die Motivierung niemals eine vollständige, denn ... der Wert des Gesamtausdrucks ist niemals gleich der Summe der Werte seiner Teile: *Schäfer* ist nicht gleich *Schaf-* (oder *Schäf-*) + *er*. (SAUSSURE 1967:157).

¹ Coseriu 1967:110.

² Saussure 1967:154 und 156 ff.

Überhaupt verleihe die Motivation dem Kompositum nur «einen Teil seiner Geltung.» (SAUSSURE 1967:158). Ohne Zweifel kann für Saussure ein Kompositum deshalb nur relativ motiviert sein, weil es für ihn ein *langue*-Zeichen ist, dessen *signifié* einen gemeinschaftlichen Wert darstellt; und von den für die Definition eines solchen Wertes notwendigen Merkmalen können die vorhin beschriebenen motivierenden syntagmatisch-paradigmatischen Bedeutungselemente eben nur «einen Teil» liefern.

In der modernen, generativ eingestellten Kompositionsforschung traut man der Motivierung sehr viel mehr zu als in der älteren Forschung. Die obigen Punkte 1. und 2. der Lehre Saussures sind hier nur der allgemeine Rahmen der Motivation. Das Hauptgewicht liegt auf tiefenstrukturellen Mustern: Anstelle der Oberflächenmuster der bestehenden Bildungen (dass also etwa *Tischtuch* nach *Tischdecke* gebildet wäre) will man grammatische Regeln postulieren, auf die die Komposita zurückzuführen sind. Man nimmt m.a.W. an, dass zum sprachlichen Wissen eines «native speaker» ein Inventar von Mustern gehört, nach denen gewisse Komposita als möglich und andere als sprachwidrig beurteilt werden. Und diese Muster bestehen nun im Wesentlichen aus Satzstrukturen. In der Frühphase der generativen Kompositionsforschung waren es konkrete, später abstraktere Satzstrukturen³, aber sie beinhalten auf jeden Fall Satzglieder oder satzsemantische Grössen wie Prädikat, Agentiv, Instrumental, Lokativ etc. Aus der Phonemkette *Tischtuch* wäre nach dieser Annahme somit nicht nur herauszulesen, dass hier *Tuch* durch *Tisch* irgendwie determiniert ist, sondern vor allem, dass sie auf eine zugrundeliegende allgemeine grammatische Struktur mit ungleich reicherer Ausstattung zurückgeht, in der (z.B. nach Kürschner) ausser dem Prädikat noch die «Tiefenkasus» Objektiv, Lokativ und Agentiv sowie noch die Finalität eine Rolle spielen; informell ausgedrückt würde *Tischtuch* somit etwa bedeuten: jemand legt ein für Tische bestimmtes Tuch auf einen Tisch⁴. Da man nun in der Ausdrucksgestalt der Komposita eine so reiche Menge an Information annimmt, scheint man auch überzeugt zu sein, dass z.B. *Tischtuch* ausschliesslich kraft jener Bedeutungsmenge (und nicht einmal teilweise konventionell) den gemeinschaftlich wohlbekannten Wert «Tischtuch» adäquat zu bezeichnen vermag. Man scheint m.a.W. im Gegensatz zu Saussure die produktiven Komposita als voll motiviert zu betrachten, da sie ja eben als Sätze die Gegenstände (oder Sachverhalte?) nicht durch konventionelle Namen benennen, sondern (in ausreichendem Masse) inhaltlich beschreiben. Charakteristisch für diese Auffassung ist demnach, dass die Komposita im Augenblick ihrer Entstehung prinzipiell voll motiviert sind und erst im Laufe der geschichtlichen Entwicklung ihre Motivierung verlieren und idiomatisiert werden können.

³ Zu Einzelheiten vgl. z.B. Kürschner 1974.

⁴ Vgl. Kürschner 1974:175.

In der geschichtlichen Perspektive —soweit man etwa die seit Grimm betriebene Kompositionsforschung heute überschaut— scheint diese Auffassung ein Novum darzustellen. Man kann wohl von einer Art früherer (auch direkt bestätigter) *communis opinio* sprechen, die in mehreren Punkten der eben geschilderten heutigen Ansicht direkt entgegengesetzt war.

Es dürfte bekannt sein, dass z.B. für die Kompositionsforschung des 19. Jh.s die Tendenz charakteristisch war, die Komposita den entsprechenden freien Fügungen gegenüber als wesensverschieden zu betrachten, die als Komposita bekannten Sprachgebilde also als unmotiviert anzusehen. Trotzdem wurde durchaus zugegeben, dass es zusammengeschriebene Wortkombinationen gibt, die mit den einschlägigen freien Syntagmen gleichbedeutend sind. Es ist jedoch wichtig zu betonen, dass dieses Zugeständnis, was die Satzstrukturen betrifft, nur von den seltenen Sonderfällen der sogenannten «Satzkomposita» galt: ein Gebilde wie *weissgott* konnte mit dem entsprechenden Satz (*Gott weiss*) direkt gleichgestellt werden⁵, aber eine Behauptung, dass z.B. *speckmaus* mit dem Satz *maus, die den speck frisst* in der Bedeutung identisch sein könnte, wurde einhellig abgelehnt⁶. Abgesehen von den Satzkomposita wurde den Wortzusammensetzungen also prinzipiell keine *prädizierende* Bedeutung (Bedeutung eines Satzes mit finitem Verb) zugesprochen, sie wurden ausschliesslich als *attributive* Gebilde angesehen⁷. Und solche attributiven Zusammensetzungen konnten nach der damaligen Ansicht nun auch mit den Bedeutungen der zugrundeliegenden freien (attributiven) Syntagmen weitgehend zusammenfallen, dann nämlich, wenn der neue gemeinschaftliche Begriff, zu dessen Bezeichnung sie überhaupt geschaffen wurden, sich noch nicht in genügender Allgemeinheit etabliert hatte⁸: da dieser neue Begriff noch nicht verbindlich war, hatten sich die «normalen» Bedeutungen der zusammengesetzten Wörter noch nicht verschoben (den freien Fügungen gegenüber fehlte der Zusammensetzung allerdings schon u.a. die Artikeldetermination des ersten Gliedes, was auf alle Fälle bereits eine gewisse Nicht-Motiviertheit bedeutete). Solche noch nicht deutlich unmotivierten attributiven Zusammensetzungen vertraten «den engen und bestimmten Sinn, den die construction (die frei syntaktische Fügung, L. S.) enthält, aus welcher sie erwachsen sind». (GRIMM 1967: 588). Diese noch (zumindest weitgehend, nämlich lexikalisch) motivierten Zusammensetzungen wurden sehr streng von den wirklichen, d.h. unmotivierten Komposita, getrennt. Grimm lässt sie z.B. nicht einmal genetisch aus der gleichen Quelle wie die wirklichen Komposita entstehen: nach ihm gehen sie auf die freie Flexion zurück⁹, weshalb in ihnen noch das Fügemittel (Gottesfurcht) den alten «engen

⁵ Vgl. Paul 1970: 326 ff.

⁶ Vgl. Grimm 1967: 417 und Seppänen 1977: 130 ff.

⁷ Vgl. Seppänen 1977: 149.

⁸ Vgl. Brugmann 1900: 363.

⁹ Grimm 1967: 536.

sinn» (also z.B. die Kasusdetermination) vertritt¹⁰, während die wirklichen Komposita genetisch auf dem (allerdings schon längst verschollenen) *compositions-vocal* beruhen, der das erste Glied des Kompositums völlig unflektiert lässt und dadurch «eine allgemeine, vielseitige, neue bedeutung» bewirkt¹¹. Solchen motivierten Bildungen gibt Grimm den Namen *uneigentliche Zusammensetzung* und schenkt ihnen im Gegensatz zu den unmotivierten *eigentlichen Zusammensetzungen* nur wenig Aufmerksamkeit. Auch Brugmann hält derartige Bildungen eigentlich nicht für Komposita, da für ihn die den freien syntaktischen Fügungen gegenüber eingetretene Bedeutungsisolierung ein Definitionsmerkmal des Kompositums ist¹². Er nennt sie deshalb *Univerbierungen* und bringt ihnen kein weiteres Interesse entgegen. Stärker als andere interessierte sich Paul für diese Gebilde, weil sie nach ihm (und das war die allgemeine junggrammatische Auffassung) immerhin historische Anfangsstufen der eigentlichen Komposita darstellten.

Das die frühere Forschung den nominalen Komposita nur einen attributiven, aber keinen prädikativen Charakter (d.h. keinen Satzcharakter) zubilligte, hatte offenbar die einleuchtende Begründung, dass in ihnen nie prädikative, sondern immer nur attributive Elemente explizit ausgedrückt sind: *wetter-hahn* —um ein Grimmsches Beispiel aufzugreifen— kann zwar annäherungsweise durch die prädikative Auflösung «hahn, der das wetter anzeigt» (GRIMM 1967:417) beschrieben werden, aber zu der durch den *compositions-vocal* etablierten Sprachbedeutung zählt davon nur die völlig allgemeine attributive Beziehung (etwa «hahn durch *wetter* determiniert»), weil in *wetter-hahn* im Gegensatz zu einem *weissgott* explizit z.B. von einem Prädikat, «Agentiv» etc. keine Rede ist; das alles gehört nach Grimm zur kontextbedingten Redebedeutung¹³. — Das gleiche gilt übrigens auch von den Komposita mit teilweise verbalen Elementen. Coseriu hat gezeigt, dass bei dem verbal-nominalen Kompositionstyp frz. *coupe-papier*, dt. *Taugenichts* etc. die Elemente *coupe* und *tauge* keine konjugierten Verbalformen, sondern formell eher Verbalthemen und funktionell Substantive sind¹⁴. Genau dasselbe sagt nun auch Grimm, nach dem «das wirkliche verbum», d.h. ein in Modus, Tempus, Person etc. konjugiertes Verb, im sogenannten Verbal-kompositum ausgeschlossen, formell also nur der «stamm des verbums» und funktionell nur die durch den *compositions-vocal* begründete völlig allgemeine, «freie und vieldeutige» substantivische Bedeutung möglich ist:

der verbalcomposition liegt, gleich jeder anderen eigentlichen, ein *compositions-vocal* zu grunde, ...die eigentliche verbalcomposition erfordert den reinen ... von aller flexion entbundnen stamm des verbums. Weder ein zeichen der

¹⁰ Grimm 1967:386 f.

¹¹ Grimm 1967:588.

¹² Brugmann 1970:288.

¹³ Vgl. Seppänen 1977:130 ff.

¹⁴ Coseriu 1977:58.

person, noch des modus, noch des tempus findet eingang in die zus. setzung ... Wir sagen grab-scheit, schreibfeder, giess-haus, nie aber etwas wie grub-scheit, schriebfeder, goss-haus ... Schreibfeder z.b. ist sowohl die welche schreibt, als womit geschrieben wird, welche geschrieben hat, womit ich schreibe oder er schreibt etc. Ihre erklärang kann demnach auf das freieste und vieldeutigste gefasst werden, meistens wird sie sich in den substantivisch genommenen inf. mit praep. übersetzen lassen: schreibfeder, brenn-glas, lösch-papier = feder, glas, papier zum schreiben, brennen, löschen. (GRIMM 1967: 670 f.).

Die Komposita wurden in der älteren Forschung also aufgrund der Formverschiedenheit zwischen attributiven und prädikativen Fügungen von den Sätzen getrennt. Ebenfalls wegen der unterschiedlichen materiellen Form wurden aber die Wortzusammensetzungen auch den freien attributiven Fügungen (*Berghöhle* - *Höhle im Berg*) gegenüber als systematisch bedeutungsverschieden angesehen¹⁵. Insgesamt zeigt sich also, dass man früher die Komposita nach dem einfachen «strukturalistischen» Prinzip der Solidarität zwischen Ausdruck und Inhalt von den freien syntaktischen Verbindungen durchgehend trennte. Nach Brugmann war das die einstimmige Auffassung der gesamten Kompositionsforschung:

... darin sind alle, die über die Komposition geschrieben haben, einig: alle Kompositionsbildung beruht auf irgend einem engeren Zusammenschluss von zwei oder mehr Wörtern... Auch kann man mit Delbrück ... die Natur der Komposita so charakterisieren: 'Sämtliche Komposita ... stellen die u n l ö s l i c h e E i n h e i t zweier Begriffe dar. Eine solche würde nicht zustande gekommen sein, wenn sie nicht etwas anderes zum Ausdruck bringen sollte, als die lösliche Verbindung derselben Begriffe, welche durch andere Ausdrucksmittel, z.B. die Flexionsformen, bewirkt wird. Die Komposita haben einen eigenen, durch kein anderes Mittel genau ersetzbaren Wert für den Satz.' (BRUGMANN 1900: 361 f.).

Aus der beschriebenen Einstellung folgte nun natürlich auch, dass die Komposita im allgemeinen, anders als oft heute, als bereits beim Entstehen unmotiviert angesehen wurden — wenn unter voller Motivation in dem Sinne, der den einschlägigen Überlegungen Saussures zugrundeliegt, verstanden wird, dass z.B. der Ausdruck *Tischtuch* die volle Definition des bekannten gemeinschaftlichen Wertes «Tischtuch» ist (und somit einen genauen, nichtkonventionellen Übergang vom Zeichen zum Ding ermöglicht) und nicht nur, dass in *Tischtuch* die Motive (Werte) «Tisch» und «Tuch» in ihrer normalen Geltung vorhanden sind¹⁶. Wie schon gesagt,

¹⁵ Vgl. z.B. Grimm 1967: 588.

¹⁶ Lipka 1977: 155 ff. versteht unter Demotivation nur Fälle, in denen die Kompositionsglieder infolge geschichtlicher Entwicklung nicht mehr den Bedeutungen der entsprechenden ausserkompositionellen Wörter entsprechen: *blackboard* ist heute nicht mehr immer «black». Dagegen sei *wheelchair* nicht demotiviert, obwohl es nicht nur «chair which has wheels» bedeutet, sondern auch noch «for invalids», denn es hat eben die beiden Sprachbedeutungen «wheel» und «chair»; das Kompositum

wurde in der früheren Forschung nur den sogenannten Satzkomposita volle Motiviertheit in diesem Sinne zugestanden. Alle anderen Komposita galten als von Anfang an unmotiviert, wenn auch in sehr verschiedenem Masse. Diese Auffassung war dadurch begründet, dass der kompositionellen Form (Fehlen jeglicher aktualisierender Determination des ersten Gliedes und eine unbestimmte determinative Beziehung der Glieder) keine (eben durch solche Determinatoren und bestimmte Verknüpfungsmittel ausdrückbare) detailliert - definite Aussage inhärent ist, sondern nur eine ganz allgemeine Andeutung auf den lexikalischen Inhalt des Bestimmungsgliedes und auf die entsprechende Beziehung. In diesem Sinne war z.B. für Grimm sowohl das uneigentliche als auch das eigentliche Kompositum von Anfang an unmotiviert, das erstere allerdings weniger, weil in ihm nach Grimm ein Rest der freien Flexion noch da war (*Gottesfurcht*); im letzteren (*berghöhle*) war hingegen von einem solchen «engen und bestimmten sinn» nichts mehr übrig.

Das Problem der Motivation konzentrierte sich in der früheren Forschung auf die Frage nach der Existenz gemeinschaftlich etablierter einheitlicher Werte («fester Begriffe»). Diese erklärten sowohl die Entstehung als auch den Grad der Motiviertheit der Komposita. Man war fast ausnahmslos davon überzeugt, dass Komposita nur zur Bezeichnung solcher Begriffe geschaffen werden. Eine solche Auffassung brachte zugleich mit sich, dass die Komposita funktionell überhaupt als «Wörter» (wenn auch als Wörter *sui generis*) und nicht als freie syntaktischen Fügungen betrachtet wurden, d.h. dass sie einheitliche Werte, «Gegenstände», nicht aber komplexe Sachverhalte bezeichneten: die Anwendung einer freien Fügung hiess, existierende Werte verbinden, die Anwendung eines Kompositums hingegen bedeutete Benennung eines bereits verbundenen und somit einheitlichen Wertes. Dies ist letztlich der Sinn der eben zitierten Behauptung Delbrücks, nach der die Komposita «einen eigenen, durch kein anderes Mittel genau ersetzbaren Wert für den Satz» haben (als eine eigene Kategorie zwischen freier Syntax und den *Simplicia* sind sie nämlich auch mit den letzteren nicht identisch)¹⁷.

Oben wurde die fehlende Determination der nominalen (und auch teilverbalen) Komposita mit der Unmotiviertheit in Zusammenhang gebracht. Von kleineren Einwänden abgesehen war man früher allgemein der Ansicht, dass diese syntaktische Isolierung eine Folge der für das

sei deshalb nur lexikalisiert. Diese Unterscheidung entspricht natürlich der eigentlichen Bedeutung des Terminus *demotiviert*, aber beurteilt man den kompositionellen Ausdruck bezüglich seiner Fähigkeit, gegebene Referenten nicht-konventionell zu bezeichnen (voll zu beschreiben), so besteht zwischen *blackboard* und *wheelchair* kein prinzipieller Unterschied: beide sind in diesem Sinne nur relativ motiviert. Ich behandle deshalb beide Fälle unter *einem* Terminus, der jedoch nicht *demotiviert* ist, sondern *unmotiviert*, weil so die hier ungeeigneten geschichtlichen Implikationen vermieden werden können.

¹⁷ Vgl. Seppänen 1977.

Kompositum wesentlichen semantischen Isolierung war. Zentral für die prinzipielle Unmotiviertheit der Komposita nach dieser Auffassung ist, dass die Wahl des motivierenden Elements (z.B. *weiss* bei *Weissrübe*) bei der Schaffung des Kompositums willkürlich und fragmentarisch sei und so allenfalls zufällig für eine ausreichende, systematische Definition des bezeichneten festen Begriffes erhalten könne. Oben wurde behauptet, dass auch die Auffassung Saussures über die nur relative Motiviertheit der Komposita u.a. auf Überlegungen dieser Art beruhte. Hier soll noch Paul zitiert werden:

So ist in der botanischen Sprache *viola odorata* nicht ein wohlriechendes Veilchen, sondern eine bestimmte Veilchenart, die noch durch andere Eigenschaften, als durch den Wohlgeruch charakterisiert wird, und es wird mit diesem Namen auch ein getrocknetes Veilchen bezeichnet, welches keine Spur von Wohlgeruch mehr von sich gibt, und ebenso die nichtblühende Pflanze. (PAUL 1970: 334).

Hier geht es also um die Unmotiviertheit in dem Sinne, dass die kombinierten Wörter selbst (z.B. *weiss* bei *Weissrübe*) nicht mehr in ihrer normalen, sondern «bereicherten» Bedeutung auftreten (bei *Weissrübe* kommen zu *weiss* die Merkmale hinzu, die für die Definition des festen Begriffes «Weissrübe» notwendig sind). Man darf wohl behaupten, dass es nur wenige zur Bezeichnung von festen Begriffen gebildete Komposita gibt, die nicht auf diese Weise unmotiviert wären.

Besonders abträglich für die Motiviertheit dieser Art der Komposita ist der in der älteren wie auch neueren Literatur immer wieder betonte Umstand, dass sie vom Sprecher im Redeakt nicht als zusammengesetzt, sondern als völlig unitär empfunden werden — dass ihre motivierenden Elemente also lediglich in der metasprachlichen Analyse greifbar würden. Es scheint Tatsache zu sein, dass alltägliche, zum sprachlichen Inventar einer Gemeinschaft zählende Begriffe im Gebrauch nur in Ausnahmefällen bewusst *beschrieben* werden, meistens *benennt* man sie nur, ganz gleich, ob ihr sprachlicher Ausdruck einfach oder zusammengesetzt ist. Abgesehen von der wissenschaftlichen Analyse wird eine bewusste Beschreibung eines solchen Begriffes nur bei zufällig missglückter Referenz in Frage kommen (z.B. bei *Weissrübe* etwa: «ich meine die weissen Rüben dort»). Beschreiben muss man individuelle, in der Gemeinschaft nicht etablierte Begriffe («geben Sie mir die längliche Rübe da»). Dass auch die produktiven Derivationen und Komposita als Bezeichnungen fester Begriffe nur konventionelle Namen sind und dass ihre ohnehin nur partiell motivierenden Elemente (vgl. oben Paul!) einen lediglich formalen Charakter und keine psychische Realität haben, erläutert E. Sapir mit besonderer Klarheit:

The *-er* of *farmer* (im Satz: *The farmer kills the duckling*) does not quite say «one who (farms)»; it merely indicates that the sort of person we call a «farmer» is closely enough associated with activity on a farm to be conventionally thought of as always so occupied. He may, as a matter of fact, go

to town and engage in any pursuit but farming, yet his linguistic label remains «farmer.» ... we have two types of concepts and of linguistic elements, radical (*farm, kill, duck*) and derivational (*-er, -ling*). When a word (or unified group of words) contains a derivational element (or word) the concrete significance of the radical element (*farm-, duck-*) tends to fade from consciousness and to yield to a new concreteness (*farmer, duckling*) that is synthetic in expression rather than in thought. In our sentence the concepts *farm* and *duck* are not really involved at all; they are merely latent, for formal reasons, in the linguistic expression. (SAPIR 1949:83 f.).

Das sprachliche Verfahren bei der Schaffung der (zur Bezeichnung fester Begriffe benötigten) Komposita ist besonders nach der junggrammatischen Auffassung die Analogie. Analogisches Verfahren bedeutet bekanntlich, dass eine Neuprägung nicht nach einer grammatischen Regel frei gebildet, sondern an ein existierendes konkretes Muster angepasst wird, wobei eben auch dessen individuelle und nicht nur eventuell vorhandene allgemeinere Eigenschaften in der Neuprägung kopiert werden. Die Komposita wären somit gleich bei Geburt weitgehend unmotiviert: sie könnten nicht auf eine genau angebbare Zahl grammatischer Regeln zurückgeführt werden; ihnen könnte m.a.W. auch auf dem Wege der in der Kompetenz postulierten reichhaltigen syntaktischsemantischen Regeln keine Fähigkeit zu detailliert-definiten Aussagen, d.h. keine volle Motiviertheit, zugesichert werden. Offensichtlich gilt von *allen* Komposita nur *eine* grammatische (oder besser: grammatikähnliche) Regel, die also nicht detailliert-reichhaltig, sondern völlig allgemein und inhaltsarm ist. In prinzipieller Übereinstimmung mit einer langen Tradition hat Coseriu diese allgemeine Kompositionsregel des öfteren formuliert:

Die Komposita gehen eben nicht auf aktuelle Sätze und auch nicht auf konkrete Satzstrukturen (vom Typ «die Kiste aus Holz», «die Kiste ist für Holz» usw.) zurück und können deshalb auch nicht durch den Bezug auf solche Sätze und Satzstrukturen erklärt werden. Sie enthalten zwar ein syntaktisches Verhältnis, eine satzähnliche Struktur, jedoch eine viel allgemeinere und abstraktere. So enthält z.B. *Holzkiste* nur die Angabe, dass es sich um eine Art Kiste und nicht etwa um eine Art Holz handelt, dass also der Inhalt «Kiste» durch den Inhalt «Holz» ganz allgemein syntaktisch determiniert wird; die Art und die Weise der Determination —ob «aus Holz», «für Holz», «mit Holz» usw.— bleibt jedoch, vom Sprachsystem her gesehen, völlig unbestimmt. (COSERIU 1970:116).

Eine solche Regel vermag den Komposita keine ausreichende Motiviertheit zu gewähren, denn die Information «Kiste, die mit Holz etwas zu tun hat» kann keine zu Bezeichnungszwecken genügende Beschreibung des in der Sprachgemeinschaft bekannten Begriffes «Holzkiste» darstellen.

Die umstrittene Frage nach der Existenz einer finiten Menge der oben besprochenen reichhaltigen grammatischen Regeln, die der Interpretation und Erzeugung der Komposita zugrundeliegen sollen, ist auch empirisch

untersucht worden. Ich verweise z.B. auf eine umfangreiche Untersuchung von Pamela Downing. Sie hatte Informanten gebeten, eine grosse Anzahl Komposita zu interpretieren und zu erzeugen, um zu prüfen, ob dabei zugrundeliegende strukturelle Regelmässigkeiten der behaupteten Art festgestellt werden können. Die Ergebnisse waren durchweg negativ. Downing sieht sich aufgrund ihrer Studie veranlasst, die Existenz der genannten Regeln zu bestreiten und betont (in sachlicher Übereinstimmung mit Co-seriu) die Kontextbedingtheit der Interpretation der Komposita, die sie im übrigen als «lexical items» und insofern als von Sätzen grundverschieden («crucial distinction») ansieht. Ich zitiere:

The results indicate that the semantic relationships that hold between the members of these compounds cannot be characterized in terms of a finite list of 'appropriate compounding relationships'. Rather, the appropriateness of a given relationship depends on the use to which the compound will be put, the interpretability of the compound, and the extent to which it allows full exploitation of the informational resources of the compound form. These constraints derive in part from the fact that compounds, as lexical items, serve different linguistic functions than sentences do. This crucial distinction, and the constraints revealed by this study, are obscured by models which generate compounds from underlying clausal structures. (DOWNING 1977:810).

Weiterhin spricht Downing von der

futility of any attempt to enumerate an absolute and finite list of compounding relationships (DOWNING 1977:828)

und stellt endlich fest:

virtually any relationship may serve in the appropriate context. (DOWNING 1977:840).

Bis jetzt war nur von den Komposita als Bezeichnungen gemeinschaftlich festgewordener (oder festwerdender) Begriffe die Rede. Wie oben schon ausgeführt, fanden in der früheren Forschung eigentlich nur diese Komposita echtes Interesse, wobei durchaus zugegeben wurde, dass nicht alle Komposita so weitgehend unmotiviert seien wie diese. Aber einen anderen Grund zur Entstehung der Komposita als das Bedürfnis der Sprachgemeinschaft, für neu aufkommende Begriffe Bezeichnungen einzuführen, hat man wohl eigentlich nicht gesehen. Wenn man gewissen Komposita trotzdem eine weitgehende Motiviertheit zugestand, so wurde das —wie oben schon erläutert— damit begründet, dass sich die durch diese Komposita zu bezeichnenden Begriffe noch nicht fest etabliert hätten, weshalb der Eigenwert der Kompositionsglieder auch im Redeakt noch lebendig sei. Die Lexikalisierung trete dann aber immer relativ schnell ein.

Ein unvoreingenommenes Studium der Sprachwirklichkeit zeigt jedoch, dass dies nicht der einzige Grund für die Anwendung der kompositionellen

Form sein kann. Diese Form dient sicher nicht nur als semantisch unitär empfundenen, vorwiegend arbiträres Zeichen von festen Begriffen der Sprachgemeinschaft, sie kann durchaus einen völlig syntaktischen Charakter haben. Es scheint aber —wie ich an anderer Stelle zu zeigen versucht habe¹⁸— noch weniger möglich zu sein, diese Komposita (die ich *parole*-Komposita, verkürzt PK, genannt habe) als die erstgenannten (*langue*-Komposita, LK) aus zugrundeliegenden Regeln her zu motivieren. Bei den LK weiss man immerhin dank ihrer in der Norm fixierten Verwendungsweise, wie sie normalerweise interpretiert werden. So ist beispielsweise *Tischtuch* gewöhnlich ein Tuch, das man auf den Tisch legt und nicht etwa ein Tuch, in das man den Tisch einwickelt (was vom System her möglich wäre). Aber nehmen wir ein PK wie das von Grimm genannte *löffel-meier*, so bleibt gerade wegen der fehlenden normgemässen Fixierung die Art der attributiven Beziehung zwischen *meier* und *löffel* völlig offen. Es gibt hier keineswegs nur eine einzige Interpretation oder auch nur eine bestimmte Zahl möglicher Interpretationen, d.h. eine finite Menge zugrundeliegender Regeln, sondern *meier* kann auf jede erdenkliche Weise durch *löffel* determiniert sein, das Sprachsystem erlaubt m.a.W. eine infinite Menge satzförmiger Interpretationen. In diesem besonderen Falle, wie überhaupt sehr oft, hilft auch die «allgemeine Kenntnis der Sachen» nicht weiter, die z.B. bei *Holz-kiste* die Deutung «Kiste aus Holz» erlaubt und die Deutung «Kiste, die durch die Kraft des Holzes funktioniert» ausschliesst (vgl. *Windmühle*) (COSERIU 1970: 116). Dass «einer namens meier... löffel-meier (heissen wird), weil er einen löffel gestohlen hat» (GRIMM 1967: 417), weiss nur der, der die von Grimm beschriebene Situation erlebt hat, das weiss man nicht kraft der Kenntnis der deutschen Sprache.

Wenn wir kraft Sprachkompetenz über *löffel-meier* nur wissen, dass da ein Meier etwas mit Löffeln zu tun hat, so fragt es sich, welche Funktion ein solches Gebilde in der Sprache ausüben kann. Als lexematisches Wort ist sein Informationsgehalt offenbar viel zu unbestimmt, in einer gewissen Weise so wie bei den Pronomina: ein *er* kann im Text nur stehen, wenn man vom vorangehenden Text oder von der Redesituation her weiss, was gemeint ist. So ist auch ein *löffel-meier* leer und in der Kommunikation nicht verwendbar, wenn ihm im Text nicht Sätze wie «Meier handelt mit Löffeln», «Meier stellt Löffel her», «Meier hat einen Löffel gestohlen» etc. vorausgehen bzw. ähnliche Informationen aus dem Redekontext zu gewinnen sind. Ich habe deshalb vorgeschlagen, dass sowohl die Erzeugung als auch die synchrone Funktion der PK durch ihre *prosentientiale Rolle* in der Textkonstitution erklärt werden sollten¹⁹. Vgl. dazu jetzt Kastovsky²⁰.

Da ein PK einen bekannten Satz bzw. entsprechenden Sachverhalt im Text wiederaufnimmt, ist es in dem Sinne voll motiviert, dass man im

¹⁸ Vgl. Seppänen 1978.

¹⁹ Vgl. Seppänen 1978.

²⁰ Kastovsky 1978: 362 f.

Textkontext genau weiss, welche Satzstruktur in Frage steht und welcher Sachverhalt der Welt gemeint ist. Aber *inhärent* ist ein PK wie *löffel-meier* bis auf die Information «Meier hat etwas mit Löffeln zu tun» unmotiviert.

LITERATURVERZEICHNIS

a) Bücher:

- BRUGMANN, K. (1970), *Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Berlin (Nachdruck der Ausgabe 1904).
- GRIMM, J. (1967), *Deutsche Grammatik II*. Hildesheim (Nachdruck der Ausgabe 1878).
- KURSCHNER, W. (1974), *Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita*. Tübingen.
- PAUL, H. (1970), *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen⁶.
- SAPIR, E. (1949), *Language*. London (A. Harvest book).
- SAUSSURE, F. (1967), *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin².

b) Aufsätze:

- BRUGMANN, K. (1900), «Über das Wesen der sogenannten Wortzusammensetzung.» *Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Philologisch-historische Classe*: 359-401.
- COSERIU, E. (1967), «L'arbitraire du signe». *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur*, Bd. 204, Jg. 119, 2. Heft: 81-112.
- (1970), «Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik.» In: HARTMANN, P. und H. VERNAY (Hrsg.) (1970), *Sprachwissenschaft und Übersetzen*. München: 104-121.
- (1977), «Inhaltliche Wortbildungslehre (am Beispiel des Typs «coupe-papier»).» In: BREKLE, H. und D. KASTOVSKY (Hrsg.) (1977), *Perspektiven der Wortbildungsforschung*. Bonn: 48-61.
- DOWNING, P. (1977), «On the Creation and Use of English Compound Nouns.» *Language*, Vol. 53, Nr. 4: 810-842.
- KASTOVSKY, D. (1978), «Zum gegenwärtigen Stand der Wortbildungslehre des Englischen.» *Linguistik und Didaktik* 36: 351-366.
- LIPKA, L. (1977), «Lexikalisierung, Idiomatisierung und Hypostasierung als Probleme einer synchronischen Wortbildungslehre.» In: BREKLE, H. und D. KASTOVSKY (Hrsg.) (1977), *Perspektiven der Wortbildungsforschung*. Bonn: 155-164.
- SEPPÄNEN, L. (1977), «Zur Beziehung zwischen Satz (Wortgruppe) und Kompositum bei Grimm, Paul und Brugmann.» *Neuphilologische Mitteilungen* 2/ LXXVIII: 126-164.
- (1978), «Zur Ableitbarkeit der Nominalkomposita.» *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 6. 2.: 134-150.

